



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Malling, Mathilde: Die Damen auf Markby : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Sie“ bei Bekannten, und ich bildete mir ein, daß ich sie lieber gebrauchte, hätte es auch versucht, wenn ich mich nicht geschämt hätte. Nicht als ob ich meine Eltern höher ehren wollte, sondern weil mir diese Ansprache edler vorkam. Empfindsame Kinder leiden gewiß oft schwer unter dem Mangel der Aussprache. Das Abschiednehmen war mir bei uns nicht traurig, es ging nichts von dem kurzen Lebenswohlsein und Händedruck in mein Inneres; aber der Moment des Alleinseins danach ergriff mich tief. Es kam mir dann jedesmal der Gedanke: Wie, wenn nun Vater oder Mutter in deiner Abwesenheit wegstürbe? Es war doch so gut wie kein Abschied, den du genommen hast. Später dauerte es Tage, bis ich über diese trüben Gedanken weglam, indem ich sagte: Man kann sich doch nicht bei jeder Entfernung fürs Leben verabschieden. Immerhin hat diese Abhärtung den Vorzug gehabt, daß wir nie Sentimentalität für etwas Verdienstliches, wohl gar Geheiligtetes hielten.

Da ich in einer engen Welt aufgewachsen war und mich in ihr immer mehr auf mich selbst konzentriert hatte, war ich den Forderungen des äußern Lebens in keiner Weise gewachsen. Unter solchen Umständen wird eigener Sinn Eigensinn, eigener Wille Eigenwille, und die Vorurteile schießen viel rascher ins Kraut als die Urteile. In selbstgerechter Härte verurteilte ich vieles, was ich nicht erfahren hatte, und begab mich aber dann doch mit der Ruhe der Unerfahrenheit in jede neue Lage. Die Unruhe kam immer erst, wenn ich es anders fand, als ich gehofft hatte, und immer fand ich es anders. So brachte jede Veränderung eine Erschütterung in mir hervor, denn ich war eigentlich geneigt, alles, was ich kannte und sah, so aufzufassen, als ob es immer so gewesen sei und so bleiben müsse.

Es war ein entschiedener Mangel der Erziehung in unsern kleinern Bürgerkreisen, daß die Kinder nicht einen Fonds von Lebensregeln, ich möchte sagen, von Rezepten, wie man sich in bestimmten Fällen zu verhalten habe, mitbekamen. Das schwach entwickelte gesellschaftliche Leben ließ es an Übung im freien Verkehr mit Älteren, Höhergestellten und Damen fehlen. Selbstbewußte Naturen bilden sich zuletzt ihre Gesetze. Auch ich arbeitete mich aus dem Gewirr von Scheu und Stolz etwas heraus, das mich am frischen Ausstreiten hinderte, aber ich bin erst viel später, als ich „etwas“ geworden war, ganz die nutzlosen verspäteten Selbstvorfürworte wegen Blößen losgeworden, die ich mir gegeben zu haben glaubte. Es war ein großer Fehler, daß sich meine Entwicklung früh auch in gesellschaftlichen Dingen nach innen wandte. Weil ich an einem wichtigen Wendepunkte mit mir selbst fertig geworden war, glaubte ich bestimmt, den richtigen Weg auch im Verkehr mit andern finden zu können. Darin irrte ich aber sehr.

(Fortsetzung folgt)



Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Fortsetzung)

3



ie Mondscheinpartie über den See nach Markbyhof — oder Groß-Markby, wie Elli nun hörte, daß der Herrenhof auch genannt wurde, zur Unterscheidung von der „Villa,“ die in den alten Tagen auch zu dem Gut gehört hatte und ab zu noch immer Klein-Markby genannt wurde — mißglückte vollständig und war durchaus nicht pikant. Elli steuerte, Onkel Briant ruderte selbst. Erik aber saß im Boot und „trunkte,“ wie Elli sich ausdrückte. Onkel Briant entsprach übrigens ebensovienig wie Erik Ellis von ihrem Vater ererbten Begriffen von

reichen Kaufleuten; er war ein großer, magrer, sehr lebhafter, sehr belesener und sehr weitgereister, etwas redseliger Herr. Dazu war der Onkel fast noch mehr „Kavalier“ als sein Sohn; den ganzen Mittag war er unausgesetzt bemüht gewesen, aufmerksam gegen Elli zu sein, hatte sich auf die höflichste Weise nach allen daheim erkundigt und ihr väterliche, aber gewandte Schmeicheleien über ihr wunderschönes Haar und ihr schwarzes Tüllkleid mit den dunkelblauen Glittern darauf, das ihren Teint womöglich noch weißer erscheinen lasse, gesagt. Außerdem hatte er ihr eine lange Reihe von Konzerten und andern Vergnügen in Aussicht gestellt und sich, kurz gesagt, überraschend gut aufgeführt.

Wenn nur Erik wie sein Vater gewesen wäre, dann hätte sich Elli keine entzückendere Aussicht für den Winter denken können, aber so, wie er jetzt war! . . . Elli hätte wirklich nicht gedacht, daß ein Mensch, der ein hübsches Gesicht hatte und auch sonst im ganzen genommen recht passabel war, bei näherer Bekanntschaft so langweilig sein könnte. Und gestern war er doch wirklich ganz gemütlich gewesen! Aber das kam natürlich daher, daß sie im Grunde nichts von ihm gewußt hatte, sondern selbst freudig und unschuldig mit geschlossenen Augen drauf los gegangen war. Nun, und zwar bloß weil sie wußte, daß er immer an diese Julie dachte — denn darüber konnte kein Zweifel herrschen, daß er das tat —, hatte sie nicht die geringste Lust mehr, sich mit ihm zu unterhalten.

Markbyhof machte zuerst gar nicht den Eindruck auf sie, den sie nach Juliens durchaus „stilvollem“ Auftreten am Vormittag erwartet hatte. Es war ein altschwedischer, zweistöckiger Holzbau, der hell angestrichen und jetzt mit schon herbstlich entblätterten Schlingpflanzen bewachsen war. Zu der geräumigen Flur führte eine breite Freitreppe, und darüber war ein Balkon mit einem breiten eisernen Gitter. Rechts und links vom Hauptgebäude und dem großen kiesbestreuten Hof erstreckte sich je ein langer niedriger Flügel mit moosbewachsenem Strohdach, aus denen ein paar spitze Dachfenster aufragten, die mit dem anspruchsvollen Namen „Frontepièce“ bezeichnet wurden. Von der Landstraße führte eine Allee alter Hängebirken nach dem Herrenhofe.

Ja, das ist das alte Markby, sagte wie vorstellend Onkel Briant mit einer gewissen Hochachtung. Man behauptet, es habe damals genau so ausgesehen, als der Karoliner Johann Sack aus Friederikshald heimgekommen sei.

Ist es nicht älter? fragte Elli, der dieses Alter nicht sehr imponierend vorkam.

Nicht älter? wiederholte der alte Briant beinahe gekränkt. Ich meine doch, zweihundert Jahre seien ein recht anständiges Alter für einen Holzbau.

Aber wer wohnt denn in diesen Seitenflügeln? fragte Elli schnell. Denn ihr — der Herrschaft, meine ich — müßte eigentlich das Hauptgebäude genügen.

Da wohnt auch nur Julie mit ihrer Stiefmutter. Juliens Bräutigam, Hauptmann von Hall, der den Hof gepachtet hat, wohnt in dem einen Flügel, und den andern hat die Frau Präpstin mit ihrer Tochter inne. Ich glaubte übrigens, Erik habe Ihnen gestern nähere Auskunft über unsre Freunde gegeben.

Aber das ist ja eine ganze Kolonie, rief Elli etwas rasch und begann plötzlich zu lachen. Heißen diese auch Sack?

Der alte Briant stimmte aus Höflichkeit in ihr Lachen ein. Eigentlich meinte er zwar, daß seine wohlwollende Aufmerksamkeit kein Grund zum Lachen sei. Nein, antwortete er, sie heißen Garde. Es sind nahe Verwandte von Juliens Mutter, fuhr er umständlich erklärend fort, die Präpstin war mit deren älterm Halbbruder verheiratet. . . . Seit acht bis zehn Jahren wohnen sie nun auf Markby.

Vor der Freitreppe ging Julie mit einem Herrn auf und ab, dessen Aussehen Elli sogleich mit kühner Phantasie als das eines „Tempelritters“ oder so etwas“ bezeichnete. Er war groß, stattlich und ungewöhnlich dunkel und sah mit den großen schweren Augenbrauen und einem starken dunkeln Schnurrbart etwas melancholisch aus. Trotz seiner Tempelritterlichkeit war er übrigens äußerst schick und modern gekleidet in einen grauen Sommeranzug und sehr steif ge-

stärkter Leibwäsche. Er zog den Hut und ging mit Fräulein Sack den Gästen entgegen.

Wie spät ihr kommt! rief Julie. Sie reichte allen die Hand und stellte dann Elli ihren Bräutigam vor. Tante Albertine ist des Wartens schon lange müde geworden und nach Hause gegangen.

Ich weiß nicht, ob deine Gäste das als einen großen Verlust empfinden werden, bemerkte der Hauptmann und lächelte unehrerbietig, während er sich tief und höflich über Ellis Hand beugte. Erik sieht übrigens doch aus, als ob er sich darüber gräme.

Erik lachte ein wenig gezwungen; Elli verstand den Ton zwischen den beiden nicht ganz, aber das begriff sie, daß alle hier auf sehr vertrautem Fuß miteinander standen, und einen Augenblick fühlte sie sich doppelt fremd. Onkel Briant schaute nach dem Haus hinauf und grüßte. Auf dem Balkon stand eine schlanke und dunkle Dame, die sich wie ein Schatten von der mondscheinbeleuchteten Mauer hinter ihr abhob.

Die Zimmer, durch die man kam, waren alle groß, mit niedern Balkendecken, altmodisch und nur spärlich und nicht besonders behaglich eingerichtet. Nur das sogenannte „kleine Wohnzimmer“ — das übrigens recht geräumig war —, wo man sich, bis der Tee getrunken wurde, niederließ, machte einigen Anspruch auf moderne Eleganz und wirkliche Behaglichkeit. Es war mit bequemen neuen Möbeln reich ausgestattet, hatte einen Teppich über den ganzen Fußboden und eine Menge vom Treibhaus hereingestellte Pflanzen. An den dunkeln Wänden hingen überdies ein paar neuere Ölgemälde, die Landschaften vorstellten, in glänzenden goldnen Rahmen.

Erst gerade vor dem Abendbrot erschien Frau Sack, Juliens Stiefmutter. Elli erkannte sogleich die Dame vom Balkon und war sehr erstaunt, daß dies die „Witwe“ sein sollte, denn sie sah kaum älter aus als ihre Stieftochter, und diese und ihr Bräutigam nannten sie nur „Olga.“

Sie war ebenso dunkel wie ihre Stieftochter, aber von einem ganz andern Typus; unnatürlich schlank, fast durchsichtig, das Haar über der Stirn gescheitelt und ganz glatt über die Ohren und Wangen gestrichen, sodaß es einen kohlschwarzen Rahmen um das Gesicht bildete. Elli schrieb später an ihre Schwestern, daß sie aussehe wie eine „Muse oder etwa wie eine Schauspielerin oder wie so ein modernes Plakat, wißt ihr, aber nur nicht wie eine mittelalterliche Wittib.“ „Mittelalterlich“ bedeutete für Elli gerade fünfundsiebzig Jahre.

Julie hatte ein glattes weißes Kleid und einen schwarzen Gürtel an. An dem kleinen weißen Fäcchen über der Bluse saßen ein paar große kostbare Fettelknöpfe, die der aufmerksamen Elli sofort auffielen. Und da sie nun einen Teil ihres Argers auf die Stiefmutter übertragen hatte, begann sie auch zu verstehen, daß Julie den „Herren“ vielleicht doch gefallen könne. . . . Aber wenn man so schwarz war wie . . . und dann war auch noch das Gute an Julie, was Elli, wenn sie ehrlich sein wollte, sehr hoch anzuschlagen geneigt war, daß sie nämlich recht zurückhaltend war und sich von den andern Damen wie freiwillig übersehen ließ.

In dem kleinen Wohnzimmer versuchten Julie und die Herren Elli zum Singen zu überreden; Frau Olga aber verhielt sich passiv, ihr schien nicht viel daran gelegen zu sein. Das ärgerte Elli; es machte ihr zwar kein Vergnügen, vor Fremden zu musizieren, denn das war sozusagen fast der einzige Punkt, wo sie sich verlegen fühlte, aber sie wollte es den Leuten zeigen, daß sie es konnte. Und gerade an diesem Abend, gerade heute fühlte sie sich dazu aufgelegt, ihr bestes zu tun.

Sie setzte sich also an den Flügel, drehte mit der Sicherheit einer Prinadonna den Inhalt des Notenständers von unterst zu oberst und bat ohne weiteres den Hauptmann, der musikalisch war, die Notenblätter für sie umzuwenden.

Am Sofaßisch saß Julie mit ihrer Handarbeit in einem Korbstuhl mit großen blaßrosafarbigen Kissen. Das Licht der hohen Lampe mit dem modern phantastischen seidnen Schirm fiel weich und gedämpft auf ihren vorgebeugten Kopf und ihre Schultern, und so oft sie die Nadel durch den Stoff zog, funkelten die Ringe an ihren Fingern. Zuerst schien sie von ihrer Näherei ganz in Anspruch genommen zu sein, denn sie schaute gar nicht auf und lauschte nur schweigend dem Gesang. Aber nach einer Weile ließ sie die Arbeit sinken, warf einen gleichgiltigen Blick nach dem Flügel und blieb dann ruhig, die Augen ganz unbeweglich auf das Licht gerichtet, sitzen.

Erk hatte seinen Platz nicht weit von ihr entfernt; die Ellbogen auf den Knien und den Kopf stark vorgebeugt, spielte er mit einem Stickscherchen, das er vom Tisch genommen hatte. Die ganze Zeit konnte er Juliens Profil beobachten, und er bemerkte die nachdenkliche Ruhe, die sich über ihre Züge gebreitet hatte, und die unbeweglichen Hände auf ihrem Schoß. Schließlich stand er auf, sogar etwas unvermittelt, und stellte sich hinter sie. Sie wandte den Kopf ein wenig und lächelte ruhig, aber merkwürdig ängstlich, fast scheu.

Wie ausgezeichnet Fräulein Bertel singt! Es war, als beeile sie sich, dies zu sagen.

Ja. Er setzte sich an den Tisch und beugte sich vor. Ihre Köpfe kamen sich plötzlich sehr nahe, und Julie rückte nervös ihren Stuhl zurück. Sie begann wieder zu nähen, während ihr Gesicht unter seinem Blick langsam die Farbe wechselte; aber nicht ein einzigesmal schaute sie auf.

Warum hast du dein Haar heute anders aufgesteckt als gewöhnlich, Julie?

Hast du das gesehen? Sie blickte flüchtig auf und lächelte. In der Wange, die Erk zugekehrt war, wurde für einen Augenblick ein tiefes Grübchen sichtbar. Er gab sich keine Mühe, ihr zu antworten, aber sie fühlte seinen Blick immer noch auf ihrem Gesicht und führte die Hand nervös, ja unbeholfen an die Wange, wie um sie zu schützen.

Der Gesang verstummte. Elli ließ die Hände in den Schoß sinken, und während alle Beifall klatschten, drehte sie sich rasch auf dem Klavierstuhl herum, sodaß sie plötzlich dem Instrument den Rücken zulehrte. Unwiderstehlich frisch und hübsch saß sie da mit ihrem wogenden roten Haar und ihrer hellen Haut, die das schwarze Tüllkleid fast noch heller erscheinen ließ, und lächelte triumphierend über ihren Erfolg.

Daß Sie nie daran gedacht haben, zur Oper zu gehn, gnädiges Fräulein! Der Hauptmann war wie verwandelt. Er lag vor dem Notenständer auf den Knien und zog jedes Heft einzeln heraus, um ein bestimmtes Lied von Grieg zu finden, von dem man gesprochen hatte. Elli wandte den Kopf, und ihre Blicke trafen sich.

Ich habe keine Gelegenheit gehabt, meine Stimme regelrecht ausbilden zu lassen, sagte sie einfach. Und außerdem — gehört auch ein entsprechendes Äußere dazu.

Hauptmann Hall sah sie an, während er noch immer am Boden kniete. Elli wußte ja, daß sie diesen Blick selbst herausgefordert hatte, aber sie errötete doch darüber; sie errötete ärgerlich, unsicher, verlegen. Er sagte nichts, sondern beugte nur den Kopf wieder über die Noten.

O, was das anbelangt . . . murmelte Onkel Briant galant; Elli war ihm ordentlich dankbar, daß er überhaupt etwas sagte.

Da wurde die Tür von außen ein wenig geöffnet, und eine sonderbar kindlich dünne Stimme flüsterte:

Darf man eintreten?

Das ist Bibbi! rief Julie und stand schnell auf. Wie nett, daß du doch noch kommst!

Fräulein Bibbi Garde zeigte sich in der Tür. Elli erriet sofort, daß dies die schon genannte Tochter der Präpstin aus dem andern Flügel sein mußte. Sie ging herum und reichte jedem fröhlich und sehr herzlich die Hand. Jetzt hatte sie

auch die piepsende Kinderstimme abgelegt, deren sie sich, wie Elli nun merkte, nur im Scherz bedient hatte.

Robert ist da, sagte Fräulein Bibbi. Er kam mit dem letzten Zug, um etwas Wichtiges mit Arvid zu besprechen, und er ist deshalb zuerst in dessen Wohnung gewesen.

Der Hauptmann stand von seinen Notizen auf; er drehte ein wenig nervös an seinem Schnurrbart und verließ dann rasch das Zimmer, um Robert zu begrüßen.

Beeilt euch nur ein wenig mit den Geschäften! rief ihm Julie nach. Robert möchte nach der Reise wohl auch gern eine Tasse Tee trinken.

Hierauf wandte sie sich an Bibbi: Möchtest du nicht auch eine, Bibbi?

Nein, ich danke dir, kleine Zulla, denn ich habe eben eine Tasse Biermolken mit Mama getrunken.

Elli starrte noch immer Fräulein Bibbi an; sie vergaß sogar ihretwegen, weiter über „Robert“ nachzudenken, denn sie meinte, noch nie in ihrem Leben ein so häßliches Menschenkind gesehen zu haben. Fräulein Bibbi sah aus, als müßte sie nahe an vierzig sein; sie hatte zwar eine schöne stattliche Figur und war in einem Gewand aus grauem glänzendem Stoff recht geschmackvoll gekleidet, aber das Gesicht, das war unbedingt häßlich. Eine kleine platte Stülpnase mit so großen Nasenlöchern, daß man — wie sie selbst mit einem gewissen Galgenhumor zu sagen pflegte — ein gutes Stück in den Schädel hineinsehen konnte. Eine dunkle, braunrote Gesichtsfarbe, ein allzu großer Mund und ein Paar Augen, die man an und für sich nicht häßlich hätte nennen können — wenn sie nur nicht so lächerlich rund gewesen wären! Und dann das Haar! Struppig und dünn, vom allergewöhnlichsten Schwarz! Elli hatte an und für sich schon einen angeborenen Widerwillen gegen schwarzes Haar bei Damen! Und nun dieses hier!

Na, also so sieht der kleine Seraph aus!

Die große Elli errötete vor Beschämung über diese Anrede und lachte ein wenig verlegen, während Fräulein Bibbi ihr mit überströmender Freundlichkeit beide Hände schüttelte.

Gott sei Dank, daß die Fenster offen waren! Ich stand drüben in unserm Wohnzimmer — ja, Julie hat Ihnen doch wohl gesagt, wie leid es mir war, daß ich heute Vormittag nicht mitgehen konnte. Und wie reizend ist es doch für die kleine Dagny, daß sie so eine Freundin bekommt! schloß sie etwas unmotiviert enthusiastisch, indem sie sich an den Konsul wandte.

Der mystische „Robert“, der nun mit Hauptmann Hall zusammen eintrat, entpuppte sich als der Rechtsanwalt Robert Garde, ein Vetter von Julie und Bibbi. Er schien vollständig heimisch hier zu sein, sogar die präraphaelitische und düstere Olga klärte sich ein wenig auf, als er eintrat.

Gegen Elli war er äußerst galant; sie sah selbst, daß sie ihn „blendete,“ und tat sich nicht wenig darauf zugute. Sie sah auch, daß er groß und blond war, mit einem stark ausgeprägten „Schafzprofil,“ nämlich vortretender Stirn und hervorstehernden Augen — etwas schläfrig kamen sie Elli vor — und einem so kleinen und zurückgeschobnen Kinn, daß es in dem hohen Stehragen fast verschwand. Übrigens sah er klug und lebenswürdig aus und schien auch Gott sei Dank wenigstens ebenso musikalisch wie der Hauptmann zu sein. Im ganzen genommen begann Elli sich recht behaglich auf Groß-Markby zu fühlen.

Später am Abend wurden Obst und andre gute Dinge aufgetischt. Julie war selbst im Treibhause gewesen, um ein paar Aprikosen für Dagny zur Ankunft zu holen. Durch die vielen weitgeöffneten Flügelthüren sahen die andern sie, den Pelztragen um die Schultern und ein Spizentuch auf dem Kopf, im Eßzimmer stehn, während sie die Früchte sorgsam in ein Körbchen bettete. Die Zigarre in der Hand verließ Erik die andern und ging zu ihr hinein.

Sege nun das Seidenpapier ruhig darauf und stell das Körbchen vorsichtig ins Boot, ermahnte sie ihn.

Er hörte kaum auf das, was sie sagte, sondern lauschte nur ihrer Stimme; auf diese gedämpfte und reine Altstimme, deren weichen Klang er sich so oft ins Gedächtnis zurückzurufen versuchte, was ihm jedoch nie gelang. So oft sie sprach, war es ihm, als ob ihn ihre Stimme, die er doch so gut kannte, immer aufs neue entzückte und überraschte.

Er setzte sich auf die Tischkante, mit dem einen Fuß auf dem Boden, und strich mit der Hand über den Henkel des Spankorbes.

Wann kommst du selbst, Mutter und Dagny zu begrüßen?

Das weiß ich nicht. Sie erhob die Hände, um das Spitzentuch abzunehmen, er aber sagte schnell und bittend:

Ach, behalt es auf, du solltest nur wissen . . .

Sie errödete leicht und ließ die Hände wieder sinken; und wie um sich zu entschuldigen, daß sie sogleich nachgab, sagte sie plötzlich unsicher:

Ja, wir werden euch wohl auch bis ans Boot begleiten . . . nicht, Olga? fragte sie rasch ihre Stiefmutter, die eben mit Robert Garde ins Eßzimmer trat.

Elli war fest entschlossen, an diesem Abend vergnügt zu sein, das heißt so viel Vorteil als nur möglich aus ihrem schönen Kleid, dem Mondschein und der Gesellschaft zu ziehen. Und das tat sie auch. Erstens führten sie und der Rechtsanwalt ein sehr interessantes Gespräch über Musik miteinander; doch nicht allein über Musik, denn natürlich sprachen sie, während sie, um sich „abzukühlen,“ in der großen hell erleuchteten Halle auf und ab gingen, auch über alles mögliche andre, was ihnen gerade einfiel. Und die ganze Zeit über hatte sie den bestimmten Eindruck, daß es für seine ruhigen, vorstehenden Augen, die sie vorhin ungerechterweise „schläfrig“ genannt hatte, ein wahres Fest war, ihr sonnengoldiges Haar, ihre dunkeln unbefleckten Augen und ihre prachtvolle weiße Haut unter dem schwarzen Füll mit dem stahlblauen Glitter zu betrachten. Sie hatten eine innige Freude aneinander, das fühlten sie beide, ohne es einander zu sagen, und eins war dem andern aufrichtig dankbar dafür.

Aber dann war diese Olga gekommen, hatte sich in die Unterhaltung gemischt und sich zum Schluß des widerstandslos galanten Roberts ganz bemächtigt. Und dann waren die langweiligen Erfrischungen gekommen, sowie Fräulein Bibbis und Onkel Brians begeisterte Lobpreisungen, für die sie natürlich auch dankbar sein und die sie in passender Weise beantworten mußte.

Dagegen hatte Elli, nachdem sie ausgefungen hatte, von Hauptmann Hall nicht mehr viel gesehen. Nicht daß sie ihn vermißt hätte, selbstverständlich nicht! Sie hatte ja andre, mit denen sie sich unterhalten konnte. Aber am Schluß des Abends, als sich die Gesellschaft gewissermaßen auflöste und nach Belieben in der großen Wohnung verteilte, waren sie zufälligerweise miteinander ins Gespräch gekommen, und dann hatten sie sich in einem der ziemlich verlassenem Gemächer zwischen dem Eßzimmer und der Wohnstube niedergelassen. Hier bestand die ganze Beleuchtung aus einem Paar Armleuchter auf einem alten Sekretär und außerdem natürlich aus dem Mondschein. Elli, die ganz tat, als ob sie zuhause sei, war auf das breite Gesims am offenen Fenster geklettert, und Hauptmann Arvid hatte sich auf einen Stuhl ihr gegenüber gesetzt. Sie saß sehr aufrecht da, den Nacken fest an die Wand gedrückt, und hielt einige große blaue Astern im Schoß, die sie vorher im Gürtel getragen hatte. Er rauchte eine Zigarette, und der weißlichblaue Rauch zog in leichten Ringen an ihr vorbei durch das offene Fenster hinaus.

Ja, Sympathie . . . sagte Elli nachdenklich — ihre Unterhaltung hatte sich auf allerlei künstlichen Wegen bis zu diesem Punkt hindurchgeschlängelt —; es ist so schwer zu bestimmen, wann man wirkliche Sympathie fühlt.

Meinen Sie? fragte Hauptmann Hall und beugte sich vor, um die Asche seiner Zigarette am Fensterkreuz abzustreifen. Ich glaube, die Damen hätten ein fast angebornes Verständnis für so etwas.

Wenn es nur so wäre! rief Elli zweifelnd. Aber ich — sie sagte dies sehr

überzeugt und auf eine Weise, die ihre Worte noch verstärkte —, ich glaube nicht, daß ich impulsiv genug dazu bin.

Nein — er sah sie rasch an, wie um die Sache zu überlegen —, das kann schon sein. Obgleich . . . wer weiß!

Ich möchte gern einen Freund haben! rief Elli plötzlich ernsthaft mit einer fast naiven Wärme, die ihr einen neuen und ganz andern Ausdruck in seinen Augen verlieh. So wie Damen in Büchern Freunde und Freundinnen haben; Menschen, mit denen sie über alles mögliche sprechen können, denen sie darüber schreiben können, und die sie dann immer verstehen. Ja — sie lachte etwas gezwungen, wie um ihre eignen Worte auszuwischen —, ich meine einen „Er“ oder eine „Sie“, ein Wesen, das eigentlich nichts andres auf der Welt zu tun hätte als mich zu verstehen.

Ich möchte fast dasselbe wünschen, sagte er leise. Dann schwieg er; aber nach einer kleinen Weile fügte er gedankenvoll hinzu — merkwürdig lebhaft sogar, dachte Elli später, als sie über ihr Gespräch nachdachte und darüber grübelte, was er er eigentlich damit gemeint habe —: In den Büchern steht, daß dies Verständnis mit der Liebe komme.

Ja, ist es denn nicht so? fragte Elli unschuldig, richtig erstaunt.

Ihre Augen trafen sich, und er schlug die seinen nieder. Aber sie erinnerte sich noch lange daran, wie sehr es ihn verschönt hatte, als er die Augen niederschlug; sie hatte gefunden, daß etwas sehr Feines, Zartes in den kleinen Fältchen um die Augenlider gelegen hatte.

Doch, antwortete er langsam und etwas zurückhaltender. Das ist schon der Fall . . . Gerade das ist etwas besonders Wichtiges.

Ist er eifersüchtig? dachte Elli. Der Gedanke kühlte sie ab und demütigte sie zugleich; einen Augenblick hatte sie wirklich fast vergessen, daß er verlobt war. Ja, weiß Gott, er hatte auch alle Ursache dazu!

Da trat Julie ins Zimmer, während die andern noch immer in verschiedenen Gruppen um den hellerleuchteten Tisch im Eßzimmer hinter ihr standen. Sie trug den Korb mit den Aprikosen in der Hand, und das Spitzen Tuch lag noch auf ihrem dunkeln Haar; ihre Wangen waren etwas höher gefärbt als gewöhnlich; sie lächelte, und ihre Augen strahlten.

Der Hauptmann stand auf, als sie eintrat.

Wir sitzen hier und betrachten den Mond, sagte er ungeschickt.

Ja, war alles, was Julie wie geistesabwesend erwiderte. Dann steckte sie ihren Arm durch den seinigen und sagte gleich darauf zu Elli:

Lieben Sie den Mondschein auch, Fräulein Bertel?

Warum sind sie nur so idiotisch, wenn sie beieinander sind! dachte Elli ärgerlich. Ist das Liebe? Jedes für sich ist ja gar nicht so verrückt — aber beisammen!

4

Am nächsten Tage schlug das Wetter plötzlich um; es regnete und stürmte. Und mit dem Mittagsszug kamen Tante Ida und Dagny.

Tante Ida war eine freundliche, zarte kleine Dame, der das Leben stark zugefegt hatte. Sie hatte allzu jung geheiratet — sie war nur achtzehn Jahre älter als ihr Sohn —, hatte sich überanstrengt und war jahrelang sehr krank gewesen. Endlich, nach fünfzehn Jahren Krankheit und Prüfungen, bekam sie wieder ein lebensfähiges Kind, eine Tochter, die jetzt ungefähr siebzehn Jahre alt war. Alles das wußte Elli schon von ihrer Mutter, und nun fand sie, wenn man Tante Ida nur sehe, könne man es auch gleich herausfinden.

Dagny war mager, klein und unentwickelt; sie glich ihrem robusten Bruder nicht im geringsten. Die Eltern lebten in beständiger Angst wegen ihrer schwachen Brust und waren fortgesetzt in Sorge, ihr Töchterchen könne sich überanstrengen.

Ja, du mußt entschuldigen, mein liebes Mädchen, sagte Frau Briant, indem

sie Elli sogleich herzlich umarmte, aber ich konnte mich nicht beruhigen, ehe ich den Professor wegen Dagnys Brust konsultiert hatte. Erik und der Vater werden es dir wohl erklärt haben.

Und er sagte natürlich, daß Dagny gar nichts fehle, fiel Erik ein, der seiner Schwester behilflich war, in der um ihrewillen schon geheizten Flur den Mantel abzunehmen.

Er sagte, wir müßten vorsichtig sein, antwortete die Mutter mit einem Seufzer. Sie haben wohl auch in Fräuleins Zimmer ein wenig geheizt, Stine? wandte sie sich ängstlich an dieses alte Hausmöbel.

Ja, natürlich. Es ist ganz genau wie sonst auch, wenn das Fräulein daheim ist, antwortete Stine mit Würde.

Elli begriff schon, daß sich das ganze Haus um dieses kleine blasse Wesen drehte. Das kam ihr sehr sonderbar vor; sie war es gewohnt, daß sie und ihre Schwestern daheim nur als Nebensache behandelt wurden, bis sie so weit erwachsen waren, daß sie ihre Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen konnten.

Dagny stand vor dem Spiegel in der Flur und ordnete ihr schönes lichtblondes Haar, ohne sich darum zu kümmern, daß sich das Gespräch um sie drehte. Sie war so hell und so schlank, daß sie in dem feinen grauen Reifesseid einem Weißfischchen glich.

Geh nun hinein, Dagny, ehe Johannsen mit den Koffern kommt, und es hier zieht.

Erik führte die Schwester vom Spiegel weg; Elli fand dies ganz rührend von dem großen Menschen und begann sich beinahe mit ihm auszuföhnen.

Auf dem Tisch im Esszimmer an Dagnys Platz stand eine zierliche Porzellanschale voll wunderschöner Aprikosen.

Sie sind von Julie, sagte der Bruder kurz.

Ist sie hier gewesen? fragte Frau Aba. Bei diesem Wetter?

Nein, wir waren gestern Abend drüben, Vater, Elli und ich.

Am Abend machten die beiden jungen Mädchen „richtig“ Bekanntschaft miteinander, drin in Dagnys kleinem Boudoir, das „furchtbar“ fein ausgestattet war, mit dünnbeinigen englischen Korbstühlen und einer Menge mit indischer gestickter Seide überzogener Kissen. Elli imponierte diese Eleganz außerordentlich, und sie gestand ehrlich, daß sie noch nie etwas so Hübsches gesehen habe. Zugleich aber rechnete sie aus, daß sie sich in den vierzehn Zimmern getäuscht haben müsse; es waren, so wahr sie da stand, sechzehn vollständig möblierte Gemächer!

Denk dir, Erik hat die ganze Einrichtung in England gekauft! Jedes einzelne Stück davon hat er selbst für mich ausgewählt.

Er muß einen ausgezeichnet guten Geschmack haben, erwiderte Elli.

Es war recht sonderbar, aber seit Dagny heimgekommen war, schien Erik wie verwandelt zu sein. Seine männliche und liebevolle Fürsorge für sein krankes Schwesterchen, die er so ungekünstelt zur Schau trug und zugab, machte ihn zu einem ganz andern Menschen, als sich Elli vorher vorgestellt hatte. Und obgleich sie den Verdacht hatte, daß die Herren in Lennsjö, ihr Vater voran, und vielleicht auch die Damen, diesen „Typus“ (dies war einer ihrer Lieblingsausdrücke) nicht als richtig „männlich“ anerkennen würden, gab Elli im stillen doch freimütig zu, daß sie dieses Auftreten einnehmend finde. So ist er aber nur Dagny gegenüber, natürlich! Sonst ist er wohl auch nicht viel besser als die Lennsjöer Herren, behielt sie sich unglaublich und pessimistisch vor.

Dagny zeigte sich aber weit mehr entwickelt, als Elli zuerst angenommen hatte. Sie hatte in ihrem kurzen Leben schon eine ganze Menge gelesen, natürlich meist Romane, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, sprachen die beiden jungen Mädchen, wenn auch unbestimmt und auf Umwegen, von dem, wovon alle jungen Mädchen früher oder später reden, wenn sie allein sind.

Dies ist ein schrecklich hübsches Buch, hast du es schon gelesen? fragte Dagny, die vor ihrem Bücherschrank stand und Elli ein geheftetes Buch reichte, das aus-

sah, als ob es recht gut in Lennsjö entlehnt sein könnte. Es war *Le maitre do forges* in einer Feuilletonübersetzung.

Ja, antwortete Elli nicht ganz so begeistert; über dieses Buch war sie schon hinausgewachsen.

Es überläuft einen manchmal ganz kalt dabei, fuhr Dagny fort. Wie zum Beispiel in dem Kapitel hier, erinnerst du dich daran? Sie blätterte eifrig in dem Buche.

Ja, das ist wunderschön, ich erinnere mich noch ganz genau daran, gab Elli anerkennend zu.

Solche Männer trifft man in Wirklichkeit nicht, sagte Dagny, entschlossen das Thema wechselnd.

Nein, nicht viele, meinte Elli auch. Die, die man sieht, sind nie — sie suchte nach einem Wort — ganz konsequent.

Nein, das ist es gerade, sie sind nicht aus einem Guß.

Die beiden Mädchen knabberten an ihrer Schokolade und betrachteten nachdenklich die Ofenglut, die zu verblassen begann.

Ich weiß ganz genau, wie der Mann sein müßte, den ich liebte, erklärte die offenerzige Dagny plötzlich langsam und träumerisch.

Das weiß ich auch, erwiderte Elli mit großer Bestimmtheit; sie aber hatte nicht im Sinne, es auszusprechen, während Dagny nur darauf wartete, ausgefragt zu werden.

Nun, wie müßte er denn aussehen? begann Elli das Verhör mit einer gewissen gönnerhaften Überlegenheit.

Ach, sagte Dagny, indem sie schon auswich, das ist eigentlich einerlei. Das Aussehen ist ja nicht so wichtig, obgleich, fügte sie träumerisch und mit einer gewissen Sehnsucht hinzu, schwarze Augen . . .

Elli waren in ihrem Leben schon so viele vertrauliche Mitteilungen dieser Art gemacht worden, daß sie, wenn das Aussehen nicht so wichtig war, sogleich wußte, daß es sich um eine bestimmte Person handelte. Sie fragte daher etwas neugieriger:

Aber sonst, wie müßte er sonst sein, dem Charakter nach?

Ach, sonst, erwiderte Dagny gleichgültiger. Ich weiß nur so viel, daß er natürlich gar nicht wie Erik sein dürfte.

Warum denn nicht? fragte Elli sehr schnell und neugierig.

Ach, weil Erik mein Bruder ist, und ich ihn ja ganz genau in- und auswendig kenne, fügte sie sicherer hinzu. Er, ich meine den, den ich lieben würde, müßte sozusagen unergründlich sein.

Dagny war selbst stolz auf dieses Wort.

Ja, das wäre freilich interessanter.

Elli begann zu denken, daß Dagny doch noch recht unentwickelt sei.

Und dann ist Erik auch viel zu gut und dergleichen mehr, sagte die dankbare Schwester.

Nun erkannte Elli wieder die Lennsjöer Auffassung und fragte sich, ob diese wohl über die ganze Welt verbreitet sei. Sie wollte jedoch Erik in Schutz nehmen und sagte:

Ja, aber — gegen ein junges Mädchen, in das er verliebt wäre, würde er vielleicht nicht so gut sein.

Erik verliebt sich wohl niemals, sagte Dagny zögernd. Er denkt nur an Mama und mich.

Elli pfiff ungläubig — das war eine knabenhafte Angewohnheit, die sie noch von der Schulzeit her hatte — und ließ dann das Thema fallen.

Hör, Dagny, fragte sie plötzlich ohne Übergang — Dagny suchte in ihrer Bibliothek eben nach neuen Anknüpfungspunkten —, wie alt ist eigentlich Julie Sack?

Zulie? Ach, die ist schon älter, antwortete Dagny mit einem Ausdruck, als ob die Stürme des Lebens die arme Zulie nicht mehr erreichen könnten. Dreiundzwanzig oder da herum.

Endlich hatte Dagny das gefunden, was sie suchte. Sie trat mit einem aufgeschlagenen Band Shakespeare ans Licht. Es war der „Sommernachts Traum.“

Hast du ihn gelesen? fragte sie fast feierlich. Ein Herr — nicht einmal Dagnys beste Freundinnen erfuhren jemals den Namen dieses mystischen Herrn — hatte nämlich einmal zu ihr gesagt, so wie sie habe sich Shakespeare wohl seine Titania gedacht. Diese „eines Herrn“ unvorsichtige Äußerung, die Dagny sofort ganz richtig als ein Kompliment auffaßte, hatte ihr Rücken in den Kopf gesetzt und ein hohes Interesse für den „Sommernachts Traum“ eingeflüßt, den sie aber bei näherer Betrachtung für ein „greuliches Sammelsurium“ erklärte. Sie für ihren Teil fand, daß „Gurli,“ das sie kürzlich in Stockholm gesehen hatte, ein viel hübscheres Stück sei, aber sie hatte doch nicht den Mut, es zu sagen.

Ist es nicht sonderbar, setzte Dagny philosophisch und doch ein wenig verlegen ihre vertraulichen Mitteilungen fort, wenn man nun sein Ideal — oder wie soll ich es nennen — ganz fix und fertig hat, und du verstehst doch, was ich meine, dann kommt die Wirklichkeit und wirft einem alles über den Haufen?

Elli dachte daran, was Dagny vorhin von „schwarzen Augen“ gesagt hatte, und begriff natürlich sogleich, daß „ein Herr“ blond war.

Ja, das kann vorkommen, erwiderte sie nur, und fragte dann, indem sie direkt auf die Sache losging:

Wer ist es denn?

Aber das war Dagny doch zu viel. Sie wurde sofort zurückhaltend und murmelte, wie Elli nur glauben könne, daß . . .

Liebe Dagny, sagte Elli in einem freundlichen, überlegenen, vollständig mütterlichen Ton, ich bin doch auch einmal siebzehn Jahre alt gewesen.

Ach, aber das ist ja schon so entsetzlich lange her!

Du Grünschnabel! dachte Elli plötzlich gekränkt. So eine kleine Gans! Und hier sitzt man und unterhält sich mit ihr fast wie mit einer Altersgenossin.

Ich kann nicht begreifen, rief Dagny auf einmal ganz unmotiviert, beinahe leidenschaftlich, daß man — daß man so lange warten kann — bis man etwas erlebt.

Elli erkannte in diesem unfreiwilligen Ausbruch ihr eignes geheimes Gefühl wieder, das Gefühl, das sie begleitet hatte, seit sie etwas von der Welt ahnte. Ja, Dagny gebrauchte überdies ganz denselben Ausdruck. Dieses kleine blasse, kindische Mädel, das wie eine Treibhausblüte in diesem warmen Heim gehegt und gepflegt wurde! Und sie antwortete leise und langsam, ja mit einer gewissen Wehmüt:

Man kann es auch beinahe nicht.

Ich meine, verlobt zu sein wie Zulie, fuhr die aufrichtige Dagny fort. Ich meine, das allein schon — und dann hat sie überdies auch noch große Reisen gemacht!

Ja ja, du hast ganz Recht. Das allein schon, daß man sich umsehen, daß man etwas Neues sehen darf! Elli erhob sich und begann ungeduldig im Zimmer auf und ab zu gehn.

Ja, nicht wahr? — Hier hat man nun gegessen und von allem sprechen hören, seit man nur zwei Käse hoch war, und dann liest man ja auch über alles. Sie hat doch wenigstens die Welt gesehen!

Elli blieb einen Augenblick Dagny gegenüber am Tische stehn. Ein paar Sekunden lang starrten beide schweigend und wie geistesabwesend ins Licht. Alle andern im Hause schienen sich schon zur Ruhe begeben zu haben, ein Zugsignal vom Bahnhof tönte schrill durch die tiefe Stille ringsum.

Ich wünschte, daß das Leben nicht so — so — sonderbar wäre! schloß Dagny mit einer gewissen Überwindung.

Elli schüttelte lachend den Kopf. Es kam ihr plötzlich vor, als benehme sie sich wie eine rechte Gans. Das würde ich wahrhaftig nicht wünschen, sagte sie rasch. Wäre es nicht so sonderbar, so wäre auch nicht viel daran. Ein Rätsel ist ja nur unterhaltend, solange man mit seiner Lösung beschäftigt ist.

Da kam Tante Alba bekümmert vom Schlafzimmer herein.

Aber, liebe Kinder! Und ich hatte geglaubt, daß ihr längst schlafen gegangen wäret!

Wir haben nur noch ein wenig geplaudert, Mama. — Dagny stellte den „Sommernachtstraum,“ der die ganze Zeit aufgeschlagen auf ihrem Schoß gelegen hatte, wieder an seinen Platz. — Wir sprachen von Büchern, setzte sie erklärend hinzu.

Ja, das Lesen macht Dagny gottlob viel Freude, sagte Frau Briant. Sie konnte der Lust nicht widerstehn, sich ein paar Minuten aufs Sofa zu setzen, und sie fügte hinzu: Aber die moderne Literatur bekommt sie natürlich nicht in die Hand.

Und auf diese Weise meint ihr das Leben und die Sehnsucht danach von ihr fern halten zu können! dachte Elli; doch sagte sie nur: Ja, es steht ja auch fast in allen Büchern dasselbe.

Meinst du das? murmelte Tante Alba etwas verblüfft. Sowohl Erik als auch ihr Vater sind so ängstlich in der Auswahl für Dagny.

Da sieht man es, dachte Elli ironisch. Der gute Erik ist also genau so naiv wie andre Männer, wenn es sich um die Schwester handelt. Laut aber sagte sie: Erik ist allerdings außerordentlich gut gegen Dagny. So ein reizendes Zimmer!

Ja, wenn ein junger Mann nur ein gutes Herz hat, dann . . . Es zeigte sich ein bekümmertes, fast leidender Ausdruck in Frau Briants schönen Augen. Das sage ich mir immer wieder, daß ein gutes Herz ein besserer Schutz gegen Versuchung und Sünde ist, als — als vieles andre, schloß sie leise, offenbar ängstlich, schon zu viel gesagt zu haben.

Aber Elli hatte verstanden. Sie hatte in den Augen anderer Mütter, die erwachsene Söhne hatten, denselben Ausdruck auch schon gesehen. Die merkwürdige Angst vor dem Unbegrenzten, dem Unbekannten, das sie unbestimmt „die Welt“ oder „das Leben“ nennen, oder wie sie es in ihrer Hilflosigkeit sonst bezeichnen mögen. Diese trostlose Sehnsucht nach etwas, was sie unwiderbringlich verloren haben . . . Es wurde Elli plötzlich ganz warm ums Herz, und leise, zärtlich legte sie ihre Hand auf die der ältern Frau.

Ja, Erik hat ein „gutes Herz,“ sagte sie mit freudiger Überzeugung. Das merkt man gleich.

Und einen guten Kopf, fügte die Mutter mit einem hübschen und stolzen Lächeln hinzu.

Aber Elli hatte keine Lust, noch weiter in ihrem Lob zu gehn. Sie stand auf, wie um Gute Nacht zu sagen, und fragte freundlich:

Soll ich nicht Dagny ein wenig helfen, liebe Tante?

Ich danke dir, Elli. — Ja, es wird eine große Hilfe und Freude sein, dich so frisch und froh den Winter über hier zu haben.

Elli küßte ihre Tante dankbar; Tante Alba gefiel ihr sehr gut; sie war so freundlich und so sympathisch! Vielleicht ein wenig einfältig, aber was tat das? Und dann hatte sie so ein reizendes Auftreten; man sah sogleich, daß sie eine feine Dame war. Es zeigte sich bisweilen eine Art Familienähnlichkeit mit ihrem Vater, wenn dieser gerührt war und sich recht gut und lieb zeigte.

(Fortsetzung folgt)

